



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Unberechtigte und berechtigte Ausländerei

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Unberechtigte und berechtigte Ausländerei



Wenn immer wieder die Klage erhoben wird, daß wir Deutschen an der unverbesserlichen Sucht litten, unter Aufgebung unsers nationalen Selbstgefühls, unsrer Anschauungen, Sitten und Gebräuche uns alles Ausländische zu eigen zu machen, aus keinem andern Grunde, als weil wir allem Ausländischen von vornherein ohne Überlegung, ohne Prüfung vor dem Einheimischen den Vorzug geben, so ist das eine schwere Anklage, die nicht nur die Ehre des Einzelnen angreift, gegen den sie in einem bestimmten Falle gerichtet ist, sondern auch die der ganzen Nation, insofern diese „Ausländerei“ als eine unsrer Nation im allgemeinen anhaftende Schwäche hingestellt wird. Es liegt aber in dieser Anklage eine Einseitigkeit, die ich einmal beleuchten möchte. Meine Absicht ist dabei keineswegs, der Sucht nach Ausländischem das Wort zu reden oder sie zu beschönigen; denn wie jeder vernünftige Mensch verabscheue auch ich jegliche unbegründete, unberechtigte Ausländerei, die nur geübt wird, um damit zu prozen, wie uns der Verfasser des kleinen Aufsatzes „Unsre Ausländerei“ im 13. Hefte der Grenzboten in dem Beispiel des Großindustriellen und Reichstagsabgeordneten einen Fall dargestellt und mit Recht gegeißelt hat. Ich möchte nur nicht das Kind mit dem Bade ausschütten und solche Fälle widriger und tadelswerter Ausländerei verallgemeinern, als typisch für uns Deutsche hinstellen und mit Fällen anderer Art, wo die Ausländerei meiner Ansicht nach begründet und berechtigt ist, in einen Topf werfen. Von der berechtigten Ausländerei, die wir Deutschen treiben, ja noch mehr, als es bisher geschieht, treiben müßten, möchte ich sprechen, um den allgemein verbreiteten einseitigen Ansichten über unsre Ausländerei entgegenzutreten, diese selbst in etwas anderm Lichte erscheinen zu lassen und dadurch den unberechtigten Anklagen ein Ende zu machen.

Ich knüpfe an den erwähnten Aufsatz an. Hat der Textschreiber der Gartenlaube den Satz: „Das junge Mädchen hat selbst etwas von dem Schlimm einer jungen Amerikanerin angenommen“ ohne alle Hintergedanken, d. h. gedankenlos hingeschrieben, so braucht sich auch ein vernünftiger Mensch keine Gedanken darüber zu machen. Nehmen wir aber zu seinen Gunsten an, er habe sich etwas dabei gedacht, so verstehe ich seine Worte dahin, daß das junge Mädchen etwas von dem selbstbewußten Auftreten angenommen und zur Schau getragen habe, das der Amerikanerin jeglichen Alters, besonders wenn sie reift, eigen ist. War das der Gedanke des Textschreibers, so hat er etwas sehr vernünftiges gesagt, was zu denken geben kann. Und statt nur zu verurteilen, daß sich das junge Mädchen dieses selbstbewußte Auftreten in Amerika erworben hatte, hätte er noch an alle jungen deutschen Mädchen den guten Rat hinzufügen sollen, hinzugehen und dergleichen zu thun. Warum? Weil

sie es — leider! — in der Heimat, in Deutschland nicht lernen können. Weder die Erziehung unsrer jungen Mädchen in der Schule noch die im Elternhause ist darnach angethan, sie in ihrem Auftreten selbständig zu machen, ihnen ein ungezwungnes, natürliches Benehmen, namentlich den Männern gegenüber, zu geben. Solange die Trennung der Geschlechter auf der Schule und die Dressur des herangewachsenen Mädchens auf den Mann bei uns im Schwange ist, so lange wird auch das deutsche Mädchen ewig das schüchterne Gretchen bleiben, das hinter jedem Manne sofort einen geeigneten Liebhaber oder zukünftigen Gatten sieht. Selbständigkeit, wie sie das Leben heutzutage auch von der Frau verlangt, kann es vorläufig nur in fremder Schulung, in England oder Amerika finden. Wollt ihr ihnen also nicht Gelegenheit verschaffen, sie sich zu Hause anzueignen, so laßt sie ruhig den „Schliff“ der jungen Engländerin oder Amerikanerin annehmen; es wird zu ihrem und ihrer Nachkommen Vortheil sein. Daß unsre Mädchen dabei nicht zu so emanzipirten Zwittergeschöpfen wie die große Mehrzahl der amerikanischen Frauen werden, dafür bürgen ihre zu tief eingewurzelten gutdeutschen Charaktereigenschaften, die sich nicht ohne weiteres abstreifen lassen. Und was von den Mädchen gilt, das gilt auch von den Männern. Auch sie können manches von dem Ausländer lernen, um an Stelle der jetzt bei uns herrschenden Bevormundung durch Schutzleute, Schaffner, Schreiber u. dergl. selbstbewußtes und selbständiges Auftreten und Handeln im öffentlichen Leben bei uns einzuführen. Darin wird von uns Deutschen viel zu wenig Ausländerei getrieben. Das lese ich aus den angeführten Worten des Gartenlaubenschreibers heraus. Man sieht, es kommt nur auf die Auffassung an.

Ebenso wenig kann ich in der angeführten Äußerung eines „akademisch gebildeten Deutschen“ ein „charakteristisches Beispiel für den Mangel der Selbstachtung unter uns Deutschen“ sehen, wie es der Verfasser jenes Aufsatzes thut, sondern nur eine harmlose, an sich sehr richtige Bemerkung, aus der wir für unsre Erörterung manches lernen können, und darum sei auch sie besprochen. Natürlich wird ein vornehmer Engländer nicht immer genau dasselbe thun, was ein vornehmer Deutscher thut, aber doch auch umgekehrt. Vornehmheit in dem hier angewandten Sinne ist nichts angebornes, sondern ein Erzeugniß des Umgangs, den wir haben, vor allem der Erziehung. Wer möchte aber bestreiten, daß englische und deutsche Erziehung grundverschieden sind, daß also auch trotz mancher Übereinstimmung in Einzelheiten der Deutsche einen andern Begriff von Vornehmheit gewinnt als der Engländer? Nehmen wir ein paar vornehme Vertreter beider Nationen und stellen sie hinsichtlich ihrer Vornehmheit in Vergleich, so wird sicherlich keinem von beiden vor dem andern der Vorzug gegeben werden können, obwohl sie sich unter einander gewaltig unterscheiden. Solange sich jeder von ihnen innerhalb des Kreises bewegt, der dieselbe Ansichten über Vornehmheit hat wie er, so lange wird er natürlich nach der Regel dieses Kreises leben. Begiebt er sich aber in einen andern Kreis, wo andre Ansichten herrschen, so wird er sich als kluger Mann darnach einzurichten wissen. Thut er das nicht, so zieht er sich den Vorwurf der Unbildung zu. Um diesem Vorwurfe zu entgehen, würde ich für meine Person gern etwas von meinem Nationalstolz aufgeben im Verkehr mit Leuten, von denen ich weiß, daß sie mich andernfalls der Unbildung zeihen würden. Lieber will ich da den Tadel einiger auf mich nehmen, daß ich mich und meine deutsche Nationalität mißachtete. Ich meine aber mir und damit

meinem Vaterlande besser zu dienen, wenn ich Ausländern von mir und damit zugleich von der deutschen Nation einen hohen Begriff beibringe und Achtung vor uns einflöße, eben dadurch, daß ich in der angegebenen Weise nachgebe, als wenn ich in falsch angebrachter Starrköpfigkeit beharre, mich in den Ruf der Grobheit bringe und damit zugleich meine Nation — denn in solchen Fällen wird meist von dem Einzelnen auf die Gesamtheit geschlossen — in den Augen der Ausländer zu einer Nation von Grobianen stemple. Hüte sich jeder vor solcher Deuschtlümelei!

Kommen Amerikaner oder Engländer zu uns, so messen wir sie selbstverständlich hinsichtlich ihrer Manieren, ihrer Ansichten und ihrer Handlungsweise mit unserm Maßstab und fällen, je nachdem sie unsern Ansichten von Bornehmheit entsprechen oder nicht, ein günstiges oder ungünstiges Urtheil über sie. Also auch hierin giebt es eine berechtigte Ausländerei, deren Anwendung dem einen oder andern unsrer Landsleute nichts schaden könnte; jedenfalls sollte sie dem, der sie betreibt, nicht zum Vorwurf gemacht, sondern zum Lob angerechnet werden.

Warum es ferner der Verfasser des erwähnten Aufsatzes „geradezu empörend“ findet, daß der Textschreiber der Gartenlaube die Töchter der „einst eingewanderten lieben Verwandten“ ohne weiteres als Amerikanerinnen bezeichnet, ist mir geradezu unverständlich. Staatsrechtlich werden in den meisten Fällen die eingewanderten Deutschen und deren Frauen und Kinder, zumal wenn die Kinder im Einwanderungsstaat geboren sind, Angehörige dieses Staates sein. Denn wenn das Familienhaupt nicht schon vor oder bei seiner Auswanderung aus der Heimat aus dem deutschen Staatsangehörigkeit durch ununterbrochenen zehnjährigen Aufenthalt im Auslande, gerechnet vom Tage seines Austritts aus dem Reichsgebiet oder vom Ablauf seines Reisepapiers oder Heimatscheins, und mit ihm zugleich verlieren seine Ehefrau und die bei dem Vater befindlichen, unter seiner Gewalt stehenden minderjährigen Kinder ihre Staatsangehörigkeit. In Amerika tritt in Folge des Staatsvertrags des Norddeutschen Bundes mit den Vereinigten Staaten vom 22. Februar 1868 nach § 21 der Verlust des Deutschtums schon durch fünfjährigen ununterbrochenen Aufenthalt und Erwerbung der amerikanischen Staatsangehörigkeit ein. Allerdings kann in jedem Falle die Verwirkung unterbrochen und damit die deutsche Staatsangehörigkeit gewahrt werden durch Eintragung in die Matrikel eines Reichskonsuls. Warum das aber namentlich in Amerika und in England verhältnismäßig selten geschieht, warum vielmehr die Deutschen so schnell als möglich, noch vor Ablauf der fünf oder zehn Jahre, das amerikanische oder englische Staatsbürgertum zu erwerben suchen, werden wir gleich sehen. Die Sache hat einen rein praktischen Grund.

Fragen wir, was den Einzelnen veranlaßt, den heimatlichen Staub von den Füßen zu schütteln, um sich für längere Zeit oder dauernd im Auslande niederzulassen, so werden wir finden, daß hauptsächlich zweierlei die Veranlassung dazu bildet. Entweder die Auswanderer gehören zu den Leuten, denen in der Heimat der Boden unter den Füßen zu heiß geworden ist: dann können wir nur zufrieden sein, wenn sie im Ausland ihre Nationalität verleugnen und das amerikanische oder ein andres Bürgertum erwerben; wollten sie als Deutsche auftreten, wir hätten keinen Gewinn davon. Oder sie sind ausgewandert, weil sie in der Heimat keinen hinreichenden Unterhalt und kein

Fortkommen gefunden hatten und das nun, solange wir keine geeigneten Kolonien besitzen, im Auslande suchen müssen. Nun ist aber der Deutsche, der Verdienst sucht, im Auslande, besonders in Dänemark, England und Amerika, nicht beliebt, als Arbeiter nicht, weil er die Löhne drückt, dadurch daß er bei besserer, sorgfältigerer Arbeit mit weniger zufrieden ist als der Einheimische; als Handeltreibender nicht, weil er, um in die Kundenschaft zu kommen, die einheimische Konkurrenz bekämpft und durch billigeres Angebot totzumachen sucht. Die hierdurch entstehende Abneigung gegen den Deutschen einerseits und das stark entwickelte Nationalgefühl der Engländer oder Amerikaner andererseits hat zur Folge, daß er trotz besserer und billigerer Leistungen doch als Deutscher schwer Arbeit findet, weil ihm die einheimischen Arbeiter Schwierigkeiten aller Art bereiten, und der Arbeitgeber, wenn er sich auch noch so gern die deutsche Kraft zu nütze machen würde, in neun unter zehn Fällen freiwillig oder durch die öffentliche Meinung gezwungen seine Landsleute bevorzugt; daß er ferner trotz niedrigerer Preise kein Geschäft macht, weil das laufende Publikum aus denselben Gründen wie der Arbeitgeber die einheimischen Firmen unterstützt. Kann man es ihm da verdenken, wenn er, um in dem harten Kampfe ums Dasein vorwärts zu kommen, seinen Namen ändert, Sprache, Sitten, Gewohnheiten und Geschäftskünste der Einheimischen annimmt, kurz sich ihnen soviel als möglich anpaßt, um sich so wenig als möglich von ihnen zu unterscheiden, damit ihn andre vom Einheimischen nicht unterscheiden können? Er wäre ein Thor, wenn er es nicht thäte. Denn der Mensch lebt doch zunächst nicht von idealen Gütern, wie von dem stolzen Bewußtsein, einer großen Nation anzugehören, sondern von materiellen: sie sind die notwendigen und unentbehrlichen Erhalter des größten aller Güter, des Lebens. In dem Ringen um sie muß das Ideale, wenn es die Umstände erheischen, zurücktreten. Aber fern von den Geschäften, in der Häuslichkeit, im geselligen Verkehr mit Landsleuten, da kommt es wieder zur Geltung auch bei den Deutschen im Auslande, nicht, wie es der Verfasser jenes Aufsatzes darstellt, darin, daß sie ab und zu einmal in rührseliger Stimmung ein deutsches Lied singen oder einen deutschen Ehrentag bei einem Trunke Bier feiern, sondern indem sie in deutschen Klubs, Turn- und Gesangsvereinen das Band, das sie an die Heimat fesselt, immer wieder neu knüpfen und ihre heimatischen Gefühle immer von neuem ansachen. Wo ferner der Deutsche in größerer Anzahl lebt, sodaß er auch materiell nicht mehr durchaus von der einheimischen Bevölkerung abhängig ist, da bleibt er Deutscher in jeder Beziehung; man denke nur an Milwaukee, Brooklyn oder andre amerikanische Städte, die fast ausschließlich deutsch sind oder doch deutsche Viertel haben von dem Umfange mancher größern Stadt bei uns. Daß der Engländer, der Franzose, der Amerikaner u. a., wenn er zu uns kommt, sich im Umgang mit uns nicht unsrer Sprache bedient, sondern seiner eignen, nicht seine Sitten und Gewohnheiten ablegt und dafür unsre annimmt, kurz in allem Stockengländer oder Stockamerikaner bleibt, ist sehr begreiflich; er hat ja diese Umwandlung gar nicht nötig. Denn er kommt nicht, wie der Deutsche, ins Ausland, um Geld zu verdienen, sondern als Vergnügungsreisender, als unabhängiger Mann, der sein Geld auf möglichst angenehme Weise verzehren möchte. Am wohlsten fühlt er sich dort, wo er so leben kann, wie er in seiner Heimat zu leben gewohnt ist; das kann man ihm doch nicht verdenken. Dazu gehört aber vor allem, daß er von den Geschäftsleuten in seiner Muttersprache bedient wird: nur so kann er seine Wünsche klar ausdrücken, und nur so weiß

er, daß er richtig verstanden und seinen Wünschen gemäß bedient werden wird. Wo er diese Annehmlichkeit nicht genießen kann, da geht er nicht hin, und wo man sie ihm versagt, von da zieht er sich einfach zurück. Also auch im eignen Lande bedingt die Stellung des Deutschen zum Ausländer, der materielle Vorteil, den er von ihm hat, daß er sich, solange er es nötig hat, dem Ausländer anbequemt. Die wenigen Ausländer, die sich bei uns in der Lage befinden wie die große Masse der Deutschen im Auslande, nämlich auf Erwerb ihres Lebensunterhalts ausgehen zu müssen, die müssen sich gleichfalls uns Deutschen unter zeitweiliger oder dauernder Aufgebung ihrer nationalen Eigentümlichkeiten anpassen, wenn sie vorwärts kommen wollen.

Nun könnte vielleicht auch mir der Vorwurf der Einseitigkeit gemacht und darauf hingewiesen werden, daß es doch eine große Anzahl von Deutschen giebt, die weder in der Fremde noch in der Heimat in der besprochenen Weise von den Ausländern abhängen und doch ihre Nationalität verleugnen, indem sie sich mehr oder weniger den Ausländern anpassen. Dagegen hätte ich folgendes zu erwidern.

Worin besteht die Anpassung? Zunächst im Äußern, in der Kleidung. Ich würde diesen Punkt mit Stillschweigen übergehen, wenn nicht gerade er immer und immer wieder als verwerfliche Ausländerei hingestellt und von dieser oder jener Seite als besondere deutsche Unsitte getadelt würde. Die Mode ist heutzutage international, der gebildete Russe, Franzose, Amerikaner bezieht augenblicklich ebenso wie der Deutsche seine Herrenmoden aus London, wie die Pariserin für alle andern Nationen in den Damenmoden tanangebend ist. Ein Wechsel im Geschmack kann auch Deutschland einmal die Führung zuweisen, wie es diese im Mittelalter schon einmal gehabt hat und in der Uniformierung und in allem, was zum Militär gehört, gegenwärtig hat. Was ferner die Lebensweise betrifft, so bedingen klimatische und andre Verhältnisse, in den meisten Fällen schon die Rücksicht auf die Gesundheit, eine Nachahmung der einheimischen. Und wenn schließlich auch jemand seinen Haushalt in der Heimat nach ausländischem Muster einrichtet, so kann auch das seinen guten Grund haben, sei es, daß es ihm besser bekommt oder auch, daß er bloßes Gefallen daran findet. Deswegen kann er doch in Gesinnung und Handlungsweise, wo es darauf ankommt, ein guter, national gesinnter Deutscher bleiben. Nur ein Deutschthümer kann jemanden wegen dieser Äußerlichkeiten verwerflicher Ausländerei zeihen. Nicht anders verhält es sich mit sonstigen aus dem Ausland eingeführten vernünftigen Gebräuchen, Gewohnheiten und Einrichtungen. Gerade wir Deutschen könnten in dieser Beziehung etwas mehr Ausländerei treiben als bisher. Etwas Gutes, auch wenn es auf fremdem Boden gewachsen ist, anzuerkennen und sich zu eigen zu machen ist doch keine Schande. Oder wollen wir uns aus falsch angebrachtem Nationalgefühl dagegen verschließen? Dann hätten wir keinen Grund mehr, über Chinesen und Chinesentum zu spotten.

Daß sich der Deutsche — ich rede hier von den vom Ausländer wirtschaftlich unabhängigen — in fremdem Lande im Umgang mit den Eingebornen ihrer Sprache bedient oder diese doch so gut, als er vermag, zu sprechen versucht, ist nur ein Beweis seiner Höflichkeit. Wie schrieb Lessing vor hundertfünfzig Jahren in seiner „Minna von Barnhelm“? so kann auch ich fragen. Niccaut: „Nit? Sie sprech nit französisch, Thro Gnad?“ Das Fräulein: „Mein Herr, in Frankreich würde ich es zu sprechen versuchen. Aber warum

hier?" Wenn sich Engländer, Franzosen und Amerikaner, sobald sie zu uns kommen, gleichwohl im Umgang mit uns nicht des Deutschen, sondern ihrer Muttersprache bedienen oder zu bedienen suchen, so wissen wir, was wir von ihrem Anstand und ihrer Höflichkeit zu halten haben, und bilden uns unser Urteil darüber, zumal wenn wir wissen, daß sie des Deutschen mächtig sind. Doch dürfen wir mit ihnen nicht zu streng ins Gericht gehen, aus dem einfachen Grunde, weil die meisten, die zu uns kommen, der deutschen Sprache eben nicht mächtig sind, ihre Erlernung ihnen sehr große Schwierigkeiten macht. Der Mangel an Sprachkenntnissen bei der überwiegenden Masse der Franzosen, Engländer und Amerikaner ist nicht auf mangelhafte Schulbildung zurückzuführen — die läßt auch bei uns in Bezug auf moderne Sprachen, besonders an den höhern Knaben- und Mädchenschulen, viel zu wünschen übrig —, sondern auf ihre geringere Fähigkeit in der Erlernung fremder Sprachen. Die Fähigkeit der Völker in der Erlernung fremder Sprachen nimmt vom Osten nach dem Westen, von Rußland und den Kulturstaaten im Südosten Europas, Bulgarien, Rumänien und Griechenland, über Polen, Deutschland, Frankreich, England bis nach Amerika, immer mehr ab. Diese Erscheinung ist durchaus nicht wunderbar; es liegt in der Natur der Sache, daß das Volk, das die schwierigste Sprache spricht, die weniger schwierigen Sprachen andrer Völker leicht erlernt. Daher lernt der Russe fast spielend Polnisch, Deutsch, Französisch und Englisch; der Deutsche, dessen Sprache an Schwierigkeit weit hinter dem Russischen und Polnischen zurückbleibt, leicht Französisch und Englisch, während ihm Polnisch und Russisch sehr schwer fallen. Beim Franzosen kommt zu seiner geringen Fähigkeit in der Erlernung fremder Sprachen noch hinzu, daß er es als Sohn der grande nation, deren Sprache ehemals den Erdball beherrschte, überhaupt für unter seiner Würde hält, andre, besonders die nichtromanischen Sprachen zu erlernen. Rechnet ihm aber das jemand als nachahmenswertes Zeichen von Selbstachtung oder als lobenswerte Bethätigung seines Nationalgefühls an? Nein, er wird überall im Ausland für einen eingebildeten Ignoranten gehalten, und das mit Recht.

Ein weiterer Grund, daß sich der Deutsche im Auslande, auch wenn er es nicht aus materiellen Gründen nötig hat, lieber der betreffenden Landessprache bedient, Sitten und Gebräuche der Eingebornen annimmt, liegt in dem mangelhaften Schutz, der ihm als Deutschem bisher zu Gebote stand und noch steht. Die vorhandenen Reichskonsulate im Ausland sind zu gering an Zahl im Verhältnis zu der ungeheuern Anzahl deutscher Auswanderer, die Ausübung ihrer Thätigkeit oft zu bürokratisch, sodaß wer einmal mit ihnen zu thun gehabt hat, selten Lust verspürt, sich ein zweitesmal an sie zu wenden. Dagegen sehe man, wie England und Amerika für ihre Landeskinder sorgen! Kein Plätzchen, wo ein paar Amerikaner oder Engländer sitzen, ist zu klein: gleich ist auch ein amtlicher Vertreter ihrer Regierung da, der ihre Interessen wahrnimmt, und wenn es sich auch nur um Spiel- und Sportplätze handelte. Das Bewußtsein, diese Leute zu stetem Schutze hinter sich zu wissen, schafft auch selbstbewußtes Auftreten und stärkt das Nationalgefühl gewaltig. Nun, Deutschland ist noch jung und kann und wird noch vieles auf diesem Gebiete thun, um jedem einzelnen seiner Söhne und dadurch sich selbst überall im Ausland Ansehen und Achtung zu verschaffen.

Wenn schließlich der eine oder andre von uns in der Heimat Fremden, aufgefordert oder aus freien Stücken, in deren Sprache Auskunft erteilt, sich

auch etwa darüber hinaus mit ihnen in ein Gespräch einläßt, so sollte nicht sofort das Urteil über ihn gefällt werden, er habe dadurch nur mit seinen Kenntnissen prahlen wollen. Meist liegt dieser Handlungsweise ein sehr lobenswertes Streben nach Bethätigung und Vervollkommnung erworbener Sprachkenntnisse zu Grunde. Erwägt man, daß unsre Knaben und Mädchen infolge der an den meisten unsrer Schulen geübten unpraktischen und verkehrten Lehrmethode nach sechs- und mehrjährigem Studium meist kaum einen Satz fließend französisch oder englisch sprechen können, und nur einer verschwindend kleinen Anzahl nach dem Verlassen der Schule oder später Gelegenheit geboten ist, sich im Auslande in den fremden Sprachen zu vervollkommen, so wird man es erklärlich finden, daß jeder, der nur einigermaßen strebsam ist, es mit Freuden begrüßt, wenn ihm dazu in der Heimat durch Verkehr mit Ausländern Gelegenheit geboten wird. Daß man sich dadurch nicht in den Augen der Fremden erniedrigt, habe ich oft genug persönlich erfahren und zu beobachten Gelegenheit gehabt. Darum kann ich mich auch, sobald jemand solches Entgegenkommen des Deutschen mit scheelen Augen ansieht und als niedrige Ausländerei tadelt, nie des Gedankens erwehren, daß für ihn wohl nur die Trauben zu hoch hängen. Und wenn sich auch wirklich einmal ein smarter Amerikaner einbilden sollte, er habe das Übergewicht über uns, weil wir uns herbeilassen, seine Sprache mit ihm zu sprechen, so täuscht er sich eben; im Grunde genommen sind wir ihm doch überlegen, wir profitieren von ihm und machen ihn uns und unsern Zwecken dienstbar. Dieses Bewußtsein der Überlegenheit stärkt auch das nationale Selbstgefühl.

Dächte und handelte jeder so, so kämen wir weiter als mit dem ewigen nutzlosen Lamentiren, durch das wir uns dem Ausländer gegenüber, zu dessen Ohren das doch schließlich auch dringt, nur schaden; denn sobald es sich um etwas handelt, was geeignet ist, uns in seinen Augen herabzusetzen, ist er nur zu leicht geneigt, alles für wahr zu halten.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Viel Lärm um nichts. Diese Aufschrift paßt ja im allgemeinen für den politischen Teil der Zeitungen, aber es giebt Perioden, wo die Richtigke noch nichtiger sind als gewöhnlich, und zu diesen gehört die eben abgelaufne Osterzeit. Daß die Konservativen und die Christlich-Sozialen nichts mehr von einander wissen wollen, und daß sich Stöcker für jene entschieden hat, ohne vor der Hand recht zu wissen, in welche Unterabteilung er gehört, das sind ja immerhin einigermaßen politische Ereignisse; aber was geht es uns an, welcher der beteiligten Herren es beim Scheidungsprozeß mit der Wahrheit etwas weniger genau genommen hat, ob Herr Stöcker, oder Herr Krause, oder die Herren vom Eiserausschuß? Mögen sie doch die Sache in einem privaten Briefwechsel oder meinetwegen in Duellen unter sich ausfechten! Freilich ist es auch wieder angenehm, wenn recht viel in